

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt

und

# Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

### Bezugs-Preis

In der Quartalsprellion über den im Reichs-  
gesetz und den Verordnungen enthaltenen  
Katalogen abgeholt: vierteljährlich 4.50,  
bei zweimonatlicher Abholung 8.50,  
bei monatlicher Abholung 12.50. Durch die Post bezogen für  
Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich  
4.60. Direkte tägliche Kreuzabrechnung  
ins Ausland: monatlich 4.75.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit  
Ausnahme nach Sonntagen und Festtagen 7 Uhr,  
die Abend-Ausgabe Montag 8 Uhr.

### Redaction und Expedition:

Schwanenstraße 6.

Die Expedition in Wladimirskaja-Straße  
eröffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

### Filialen:

**Die Kiemer's Sorten.** (Kilber Gasse),  
Unterführstraße 1,  
Luisen-Passage,  
Rothensche 14, part. und Sonntag 7.

### Anzeigen-Preis

Die Geschäfts-Preise 20 Wg.  
Werben unter dem Rubrications-Preis  
(60-4), von den Familien-Anzeigen  
(60-4) 40-4.

Werbere-Schriften laut unserem Preis-  
verzeichnis. Tabellarischer und Börsen-  
nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gratis), nur mit der  
Morgen-Ausgabe, ohne Beilagen-  
40-4, mit Beilagen-40-4.

### Annahmestellen für Anzeigen:

(nur Wochentage)  
Abend-Ausgabe: Sonntag 10 Uhr.  
Morgen-Ausgabe: Sonntag 4 Uhr.

Bei den Filialen und Kreuzabrechnungen in eine  
halbe Stunde früher.

Anzeigen sind stets an die Expedition  
zu richten.

Druck und Verlag von G. Volz in Leipzig.

No 347.

Freitag den 19. Juli 1895.

89. Jahrgang.

### Von Stephan Stambulow.

Es war ein ganz eigenartiger Mann, der gestern früh in  
Cotta gefahren ist, ein Mann, dessen Bild im Kampfe der  
Parteien heute noch ein- und hervorspricht, der aber einer fast  
zehnjährigen Wartezeit seines Vaterlandes seinen per-  
sönlichen Stempel aufgedrückt hat und mit dem die be-  
deutendsten Staatsmänner der größten Reiche zu rechnen ge-  
wungen waren. Aus kleinsten Bürgerstande empor-  
gestiegen, wurde er schon in frühesten Jugend in die revolutionären  
Kämpfe seines Vaterlandes hineingezogen, und die formelle Bildung,  
die er zum Theil in Russland erhielt, war recht unbedeu-  
tender Natur. Wie viele seiner Landsleute hat er sich aber  
aus sich selbst heraus weiter gebildet, nicht indem er sich zu  
einem ihm allgemein vorzuziehenden Helden zum Ausdauern  
machte, sondern indem er dem angelegentlichsten praktischen Sinne  
seiner Natur folgend an die Nothwendigkeiten der jedesmaligen  
Zeit anknüpfte und sich mit erschütterndem Geschick in jede  
neue Lage hineinsetzte. Seine politische Laufbahn war  
eine unglücklich schnelle. In den politischen Kämpfen bis zur  
Zeit der russisch-japanischen Kriege war er nur ganz wenig  
beteiligt. Als dieser Krieg ausbrach, war er eben zum  
Kammerpräsidenten gewählt worden, aber er wurde nie unter  
den Männern genannt, die in den ersten Stellungen  
standen. Sein Vorantzug ging damals noch nicht viel über  
das bulgarische Parteileben hinaus, und das Ausland war  
ihm, der außer Bulgarien nie etwas anderes als Rumänien  
und Russland gekannt hatte, recht unbekannt. Er sprach  
ausdrücklich bulgarisch, denn die paar Stunden französisch,  
über die er damals schon verfügte, kamen kaum in Betracht.  
Im Ausland mußte man bis zum Jahre 1886 nichts von  
ihm und im Inlande verband man mit seinem Namen  
auch nicht viel mehr als die Vorstellung eines leidenschaft-  
lichen und überaus wirksamem Volksredner. Er ge-  
hörte auch nicht zu den Männern, die durch ihre Keuschheit  
von selbst in den Vordergrund traten. Kaum mittelgroß  
und unansehnlich, würde er zur Zeit seiner ersten politischen  
Anfänge in der Menge kaum aufgefallen sein, und erst wenn  
man länger Zeit mit ihm sprach, wurde man auf das  
überaus lebhaft, zuweilen hart und streng blickende Auge  
aufmerksam. Dagegen er einen gewissen Wohlstand be-  
saß, war seine Tracht doch einfach und unansehnlich, wie die aller  
seiner Landsleute, aber im Laufe weniger Jahre ging mit ihm  
eine ganz gewaltige Veränderung vor.

Der Wellenschlag der Revolution, durch die Alexander  
Battenberg vertrieben wurde, brachte ihn mit einem  
Schlage an die Spitze des Staates. Als Regent läte er  
eine fast diktatorische Gewalt aus und ebenso lange Jahre  
nachte als erster Minister des von ihm nach Bulgarien  
berufenen Herzogens Ferdinand von Coburg. Es war  
wunderbar anzusehen, mit welcher Schärfe sich der zuerst  
etwas ungeliebte bulgarische Fürst in die Anforderungen einer  
neuen Stellung und des ihm gänzlich ungewohnten diplo-  
matischen Verkehrs hineinsetzte. Spielend überwand er auch  
die Schwierigkeit der französischen Sprache, und wenn er,  
der nie Zeit hatte, sich in das Studium der Grammatik zu  
verlassen, sie auch schriftlich stets nur mangelhaft beherrschte,  
so sprach er sie doch mit oft erstaunlichem Verständnis für  
sprachliche Sonderheiten. Nach zehnjähriger Wartezeit er sich aus,  
und wenn er auch nie das geordnete ist, was man einem  
vollendeten Staatsmannem nennt, so konnte er doch in jeder  
Gesellschaft mit Würde und Ansehen auftreten. Er wechelte er  
in der Nacht hing, desto fester und selbstbewusster wurde sein  
Schritt und seine Haltung, und wenn ihn Jemand, der ihn  
nicht kannte, in größerer Gesellschaft traf, blieb er nicht  
lange darüber im Zweifel, wer unter den Anwesenden der

wichtigste und gebietende war. Es steckte in ihm gewaltig  
viel von einer Herrschermacht, die sich begreiflicherweise immer  
mehr entwickelte, nicht immer zu seinem eigenen und oft nicht  
zum Vorteil Anderer. Die Ueben und Tadel seines Charakters  
traten dann scharf hervor, sein durch die Erfolge getragenes  
Selbstgefühl machte sich in absperrender und oft eigen-  
williger Weise geltend, und mangelnd, wenn es sich um  
solche Personen handelte, mit denen er ein Einklingen zu  
erhoffen hatte, so war schlecht mit ihm auszukommen und er  
verfiel oft in Unangenehmlichkeiten.

Wenig Leute können sich rühmen, auf ihn wirklichen Einfluß  
gehabt zu haben. Er hörte jeden Rath, aber wenn dieser  
für ihn nicht überzeugend erschien, so that er nur das, was  
er wollte. Namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung  
stand er manchen Verhältnissen noch sehr fremd gegenüber  
und war in Bezug auf sie auf die besten Kenntnisse Anderer  
angewiesen, aber mit welcher Schnelligkeit vermittelte er sich  
in den Bekanntschaften eines Andern zu versetzen und in  
Dingen sich zu werden, die ihm vorher ganz fremd  
gewesen waren! Mit seinem kalten, klaren Verstande durch-  
drang er Alles. Er entschied sich nie schnell zu einer ent-  
scheidenden That und war darin oft ein wahrer Fabius  
cautator; aber wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte,  
so führte er ihn auch aus, ohne sich durch was auch immer  
beirren zu lassen. Man hat ihn hart und grausam genannt,  
und es ist wahr, daß seine Feinde gar oft seine edelmüthige  
Hand gefühlt haben. Dagegen er sich dabei um per-  
sönliche Differenzen, so ging er oft weiter, als das wohlmeinende  
Anerkennung ihm hätten folgen können, aber in politischen Dingen  
wurde er eigentlich immer sehr hart unter dem zwingenden Druck  
der Verhältnisse und wenn ihm keine andere Wahl blieb,  
Wachsam waren in dieser Beziehung seine Kollegen schärfer  
als er, dem es immer angenehmer war, Schwierigkeiten hinauf-  
zuschieben und diplomatisch zu erledigen. Das ging freilich  
nur bis zu einem Punkte. Wer dieser übertrieben, dann  
schlug er drein, nötigenfalls mit brutaler Gewalt. Sein  
Eigenschaften in persönlichen Dingen veränderte ihn mit Leuten,  
die er sehr gut hätte gebrauchen können und von denen ihn  
eigentlich keine sachlichen Meinungsverschiedenheiten trennten.  
So überwarf er sich mit Kadoslawow und Nikolajew, die er  
sich sehr gut als Freunde hätte erhalten können. Das war  
der schwerste Fehler in seiner innern Politik, ein Fehler, der  
sich auch bitter gerächt hat.

Ganz anders war als Staatsmann war Stambulow als  
Mensch. So leidenschaftlich er die Politik liebte und betrieb,  
so liebte er es doch, sich von ihren Arbeiten auszulassen  
und in heiterer und ungezwungener Geselligkeit die ersten  
Arbeiten des Tages zu verrichten. Er war einer der an-  
genehmsten und interessantesten Gesellschaften, die man sich  
denken kann, stets voll von munteren Geschichten und heitern  
Scherzen, oft läuglich bis zur Ungeheuerlichkeit, dabei be-  
saß er die seltene Gabe, nicht nur selbst in anregender Weise  
erzählen zu können, sondern auch interessanten Erzählungen  
Anderer mit denselben Vergnügen zuzuhören, mit dem er  
seine eigenen vortrug. Nichts erinnerte dann mehr an  
den gefährlichen, allmächtigen Minister, nichts war aber  
auch vor seinem manchmal außerordentlich scharfen, zu-  
weilen aber bei solchen Unterhaltungen nicht übertrieben  
Spott der Feinde. Monate lang konnte man Abends in seiner  
Gesellschaft sein, ohne auch nur einen Augenblick das Gefühl  
der Ermüdung zu spüren. Troden ging es bei diesen Unter-  
haltungen, die Stambulow sehr liebte, niemals zu. Er liebte  
zu essen und gut zu trinken, und er schwang den Becher  
gleich einem alten Germanen. Auch auf ihn läte der Wein  
seine anregende, Geist und Junge lebende Wirkung aus, aber  
betrunken oder auch nur leicht angetrunken habe ich ihn nie  
gesehen, und alle Vorkämpfer, die man dieserhalb gegen ihn

richtete, sind vollständig grundlos. Nichtiger war, daß er  
spielte, eine Eigenschaft, die er leider mit dem meisten seiner  
Landsleute theilte, der er sich aber nur dann hingab, wenn  
er nicht in lustiger, anregender Unterhaltung Besseres finden  
konnte. Wichtig ist ferner, daß er dem westlichen Geschlecht  
nicht abgeneigt war und es gern zum Gegenstande der Unter-  
haltung machte, auch daß er in seinem Leben manches galante  
Abenteuer bestritten hat. Nach seiner Verheirathung wurde  
es übrigens auch hierin anders.

Aus dem ungezwungenen naturwüchsigem Naturell, so wie  
es hier geschildert ist, ergiebt sich ganz von selbst ein Gegen-  
satz zu dem höchsten Herrinwand, der auf Hof-Geleite und höchsten  
Benehmen den größten Werth legt. Hier lag vielleicht mehr  
als in solchen Gegenständen der erste Grund zum Zerfall  
zwischen diesen beiden Männern. So wie sie beide waren,  
konnten sie sich nicht sympathisch sein. Stambulow war als  
Minister unbewogen und herrlich. Er schonte nicht die  
Empfindlichkeiten des Fürsten und trat manchmal gegen ihn in  
einer Weise auf, die sich nicht entschuldigen ließ. Wäre die  
Natur der beiden Männer eine congeniale gewesen, so würde  
es auch nicht an Streitigkeiten gefehlt haben. Wahr-  
scheinlich würden sie aber nicht die Schärfe angenommen  
haben, die zuletzt zum Bruch trieb. Sie waren innerlich  
nur insofern verträglich, als sie beide eine stark aus-  
geprägten Herrschsucht hatten, die naturgemäß bei ihrer  
Stellung aufeinanderprallen mußte. Somit waren sie  
unähnlich, wie es der selbstgemachte Mann aus dem  
Bulle und der in den höchsten aristokratischen Anschauungen  
erzogene Prinz war sein kann. Stambulow, der kräftige  
Volksredner mit demokratischen Ansichten und Willen,  
Herrin Ferdinand, der abentheuerliche Abenteurer eines alten  
Geschlechtes, der die Traditionen desselben auch in dem demo-  
kratischen Milieu, in dem er lebte, nicht vergaßen konnte.  
So ergab sich der Zwiespalt von selbst. Daß er so ent-  
worf, wie es jetzt geschehen, konnte man nicht voraussehen.  
Stambulow's politische Rolle wäre noch lange nicht ausge-  
spielt gewesen, denn trotz der Freundschaft, die jetzt zwischen ihm  
und dem Fürsten herrscht, war es doch nicht ausgeschlossen,  
daß sie noch einmal zusammengekommen wären. Bei allen Fehlern  
Stambulow's, die wir, schreibt die „Allg. Ztg.“, nicht ablesen  
wollen, war er doch im Grunde ein feuriger bulgarischer Patriot,  
und wenn in der Zeit der Noth der Ruf an ihn ergangen wäre,  
so wären wir ihm an der Seite des höchsten Herrinwand ge-  
standen haben, trotz alledem und alledem. Heute haben die  
Wörter vom 15. Juli einen Feind des höchsten Herrinwand  
abgeschlachtet, vielleicht aber haben sie auch damit die Schlinge  
verrichtet, die in schwierigen Zeiten stark genug gewesen  
wäre, den Thron des Fürsten zu halten. Ein toder Mann  
war er noch nicht trotz seiner Aussenbeziehung und der auf  
ihm lastenden Lasten. Jetzt, da er wirklich todt ist, wird  
sich zeigen, ob mit seiner Vereinerung dem Fürsten nicht der  
allerbesten Dienst erwiesen worden ist.

### Politische Tageschau.

Leipzig, 19. Juli.

Kugelschloß des frevelhaften Deyden der socialdemokra-  
tischen Presse gegen den „Führer der Enker Depeche“  
haben wir schon wiederholt unseren Erlaunen darüber  
ausgesprochen, daß diese Depeche ungeschickt betrieben worden  
darf, obwohl sie nicht nur die Sicherheit des Reiches  
gefährdet, sondern auch das Ansehen Kaiser Wil-  
helm's I. verunglimpft, dem indirect insinuiert wird, er habe  
eine fällige jener Depeche ruhig gesehen lassen und dadurch  
einen ungeschickten Krieg gegen Frankreich entzündet. Dieses  
Erlaunen dürfte, wenn man aus Kiel erfährt, daß

bert der Journalist W. Andresen in Kopenhagen als Heraus-  
geber des dänischen Almanach von 1895 wegen großen  
Unfuges zu fünf Wochen Haft und in die Kosten verurtheilt  
worden ist, weil er in einer Erzählung das Ansehen Kaiser  
Wilhelm's I. arg verunglimpft und dadurch das Gefühl der  
Deutschen beleidigt habe. Eine gefällige Paraphrase zur Ver-  
stärkung von Verunglimpfungen des Ansehens Kaiser  
Wilhelm's I. ist also verboten. Und noch mehr wüßte das  
Gesetz, wenn man sich erinnert, daß im Jahre 1876 Drey  
Vielmuth in zwei Anzeigen zu 200 A Geldstrafe und in die  
Kosten rechtskräftig verurtheilt wurde, weil er Herrn Dr. Pan-  
dium öffentlich vorgeworfen hatte, dieser habe in den damals  
von ihm redigirten „Grenzboten“ geschrieben, Fürst Bismarck  
habe die Enker Depeche gefälscht. Im Jahre 1876 durfte  
man also einem Andern nicht nachsagen, er habe den Fürsten  
einer Fälschung geziehen. Heute aber darf jeder, der es  
will, ungestraft und sich heraus von einer solchen Fälschung  
reden. Warum? Ist seit 1876 eine Veränderung des Straf-  
gesetzbuches eingetreten, welche es unmöglich machte, eine  
Angelegenheit zu bestrafen, die man damals keinem Andern  
ungestraft in den Mund legen durfte? Wir wollen  
von einer solchen Veränderung nicht, und der Fürst hat be-  
weislich, daß wenigstens die Verunglimpfung Kaiser Wilhelm's I.  
nicht straflos gelassen zu werden braucht. Oder weil Fürst  
Bismarck nicht mehr im Amte ist? Aber es handelt sich gar  
nicht um den Reichsfürst allein; es handelt sich auch um  
jenes Ansehen, das dem ganzen deutschen Volke mit Aus-  
nahme eines geringen Bruchtheiles heilig ist. Oder weil der  
Fürst nicht mehr im Amte ist? Aber es handelt sich um die  
Privatangelegenheiten, wenn durch jene heftige Be-  
hauptung der erste Kaiser des wiedererstandenen Reiches in  
Grabe beschimpft und die französische Nation zur Revanche  
angestachelt wird? Das glaubt nicht einmal der höchste  
Nachfolger der socialdemokratischen Prophezei. Er weiß ganz  
genau, daß es sich bei dem Vorwurfe der Fälschung  
der Enker Depeche um weit mehr als eine Privatange-  
legenheit handelt. Warum fehlt also der Ankläger?  
Hat sich etwa seit dem Jahre 1876 in denjenigen Strafen,  
aus denen der Ankläger kommen müßte, die Anschauung über  
die redactionelle Nothwendigkeit des Fürsten Bismarck an der  
Originaldepeche geändert, obgleich Graf Caprivi am  
23. November 1892 in Reichstagen seinen großen Vorgänger  
mit der größten Entschiedenheit gegen den Vorwurf einer  
Fälschung der Enker Depeche verteidigt hat? Der „Vor-  
worts“ und seine Hintermänner müssen dies glauben.  
Sollen sie es?

Infolge der Thatfache, daß die Socialdemokratie auch  
in rein katholischen Gegenden unter der Arbeiterbewe-  
gung immer mehr und mehr an Boden gewonnen hat (die  
Bischöfstadt Mainz wird durch einen socialdemokratischen  
Missions durch zwei solche Arbeitervereine im Reichthum ver-  
treten), sind werthvolle katholische Männer, denen es mit  
dem Kampfe gegen den Unkraut erkrankt ist, als dem nicht  
selten mit den Unkrautgräsern positiverem Centrum, unange-  
kündigt bestritten, die katholischen Arbeitervereine immer  
mehr auszubauen und zu Volkswerken gegen die aufstrebende  
Socialdemokratie zu gestalten. Infolge dieser Bestrebungen  
haben die katholischen Arbeitervereine geradezu außerordent-  
liche Institutionen erhalten; selbst Arbeitervereine in kleinen kat-  
holischen Städten bilden viele Hunderte von Mitgliedern; fast  
überall haben dieselben Volksvereine ins Leben gerufen, deren  
Thätigkeit sich auf Steuern, Grundbesitz, Vermundschaffen, Bau-  
erbschaften, und Strafsachen, Kranken-, Unfall-, Alters- und  
Invaliditätversicherungsbereitungen, Einbürgerungsversuche ac.  
erstreckt. Weitens haben diese katholischen Arbeitervereine auch  
wieder Untervereine für jugendliche Arbeiter gegründet; für

### Feuilleton.

#### Das verlorene Paradies.

Roman von Katen Freilich von Verfall.

(Fortsetzung.)

Franz lachte kurz auf und warf sie weiter. Ein kleines  
gelbes Sternchen tauchte auf, im dünnen Dunst erstarrte,  
unendlich fern schied er. Franz beschleunigte seine Schritte,  
er fürchtete jetzt die Einsamkeit mit Ritty, deren Haupt sich  
jeden Augenblick auf seine Schulter legte, wenn es galt, sich  
tiefer zu hüllen.

Der dumpfe Schlag einer Hacke, das Rascheln und  
Rieseln sich lösender Kohlen wurde laut. Der Gang wurde  
immer enger, die Luft immer dicker. Sie kamen „vor Ort“,  
wie der Bergmann den Platz der Arbeit nennt. Ein hässlicher  
Wann lag seitwärts neben einer Oefelung des Ofens und  
lächte in dieser Stellung mit der Spitze der Kohlen.  
Der Hummer des Hummers, welches von der niederen Wölbung  
berabhing, ließ ihr Lichtspiel in den flammenden Kohlen-  
wölbungen der Oefel.

Das war ein Märchen der Ritty, dieser lichterfüllten Aus-  
schnitt inmitten der nächsten Umgebung. Ein sonniges  
Gesicht durchschauerte sie, das sie an die Kinderstube erinnerte,  
und sie legte die Hand auf die Schulter ihres Begleiters.  
„Sieh nur, Franz! Sieh nur!“ lächelte sie und ihre Lippen  
stießen sein Ohr.

Er ergriff scheinend ihre Hand. So standen sie lange,  
bis der Arbeiter sich etwas erhob. Die nächste ruß- und  
schweißbedeckte Brust glänzte.

Er wuschte sich mit dem Rücken der Hand die trübsten  
Stirn.

Dieser Antlitz wachte Ritty und ihrem Traume vom ver-  
schwundenen Schloß, denn sie sah erlösend nahe mit ihrem  
Ritter — da war nichts als raube Wirklichkeit.

Mit gespannter Neugierde betrachtete sie die jetzt wieder  
zusammengesetzte Gestalt, wie etwas Unbegreifliches, Habel-  
haftes!

„Glad auf!“ rief Franz.  
Der Mann sah erstaunt auf und erwiderte den Gruß.  
„Was wollt Ihr denn da?“

Er hielt sie offenbar für Arbeiter. Ritty war jetzt Holz  
darum und drückte die Kapsel weit in das Gesicht.

„Wir haben und vergangen. Wo kommt man denn da  
auf Straße 16?“ fragte Franz.  
Der Mann gab die Richtung an.  
„Nehmen wir ein wenig“, meinte Ritty.  
Der Mann betrachtete sich bei dem weichen Ton der  
Stimme die Antlitzlinie näher.

„Ab so, ihr gebt zu den Herrschaften? Haben gerade  
noch Guch gefragt.“ Dabei schob er dienstfertig das Gesicht  
zurecht, zu einem bequemen Sitz.  
„Das Fräulein Gesinn, nicht wahr? Das ist schön, das  
Sie sich auch einmal zu uns herunter trauen. Ist gar nicht  
so übel da, was? Ein Schluß Schnaps gefällig?“ Dabei  
bot er die irdene Flasche.

Ritty sagte sie mußig an die Lippen, um keinen Preis  
hätte sie den Mann trinken wollen. Das lässliche Getränk  
trieb ihr das Wasser in die Augen, verzerrte ihre Züge, trotz  
aller Anstrengung, diese Wirkung zu verhindern.

Franz fragte nach dem Verdienst. — „Drei Mark täglich,  
im Durchschnitt.“ — Nach der Familie. — „Eine Frau mit  
sechs Kindern.“

Der Mann sagte Anreden zu Franz, als er erfuhr, daß  
er einen Bergmann vor sich habe, und wurde in seiner schwe-  
rlichen Weise vorsichtig.

Er dachte sein ganzes düstiges Leben auf, Freud und  
Leid. Wie seine Frau vor wenigen Monaten erkrankte und  
das lässliche, ein Mädchen von zwölf Jahren, das ganze Haus-  
wesen führte. Er mußte seine schöne Wohnung mit zwei  
Zimmer ausgeben und hat sich mit einem bedauern, um die  
Krankheitskosten zu decken. Das Meiste war vor einigen  
Wochen geschloffen. Es hat ausgegeben wie ein Prinz, so jetzt, und  
hat die große Kost nicht ausgegeben und den ständigen Wasser-  
kampf in der Stube. Und der Ruffe ist wieder ausgegangen  
um zehn Pfennig und wird immer schlechter. Eine neue  
Familie ist eingezogen in Hause, aus Wölbungen, die alle  
durcheinander bringt. Der Mann immer bedauern, die Frau  
ein Häuflein, und was die Kinder zu Alles zu sehen und zu  
hören bekommen. Aber sonst sei es schon zum Leben, wenn  
nur dabei wieder Alles gesund ist und ihm kein Unheil  
zustoßt, wie seinem Zimmernachbar vor etlichen Tagen, den  
sie mit zerfallenen Hüften nach Hause brachten zu seiner  
Frau und drei kleinen Kindern.

Ritty dachte gespannt den schlichten Worten des Mannes  
Sie lächelte keine Zwischenfrage. Unbegreifliches Grauen packte

sie vor den Bildern, mit denen er die enge Höhle füllte,  
dann wieder stumme Bewunderung der Gelassenheit, mit der  
er sein Schicksal trug.

„Sie überließ in ihrer Unerschrockenheit den solchen Wah-  
hab, den sie anlegte. — Als er den Unfall seines Kameraden  
schilderte, da war es ihr, als ob sich die Höhle mit seinem  
Blut füllte, das für sie vergossen ward für ihre lautenberlei  
Beherrschung, ihre Freuden und Vergnügungen. Und nicht  
einmal gebunden wurde in ihrem Hause von dem unglücklichen  
Mann und seinen bedauern Kindern.“

Das trieb ihr die Schamröthe in das Gesicht. Wie mehr  
wird sie froh und frei gewesen können, immer wird sie der  
Qual denken müssen, aus der ihr Reichthum quillt, dieses  
aus dem Rücken liegenden Mannes in dem Kohlenloch, des  
verklümmerten Unglücklichen. — Sie sah die besten Vorkämpfer,  
wie sie Glück und Freude bringen wüßte in diese düstere  
Welt, die sie jetzt mehr löste und verabscheute denn je.

Gleich jetzt wollte sie damit beginnen. Sie durchsuchte  
den Taschen, aber sie waren leer, ihre Hüfte war im Reite-  
stöße gelieben.

Franz errieth ihre Absicht und drückte, sich erheben,  
den Arbeiter ein Gesicht in die Hand. „Für den Schnaps“,  
fügte er, das Gefühl der Reue wohl kennend, hinzu.

Die Dankesworte des Mannes waren für Ritty nur  
der Bergschinn eines neuen, hässlichen Wortes, denn sie  
jedem andern opfern wollte in ihrer schnell aufstrebenden  
Lebenslustigkeit.

Franz schlug dem angewiesenen Weg ein.  
Ritty athmete erleichtert auf, als sie sich mit ihm  
allein sah.

„Weiß denn mein Papa, wie es da herunter aussieht?“  
Wie diese Männer sich quälen müssen?“ fragte sie.  
„Natürlich weiß er es.“  
„Aber er ist doch sonst so gut, so herzlich, wie kann er  
das zulassen? Das verfluche ich nicht.“  
„Doch er diese Schätze ruben lassen? Das wäre ja noch  
schlimmer. Sie bilden ja neue Werte, von denen wieder  
Tausende sich nähren. Das ist das Gesetz der Arbeit, unter  
dem die ganze Welt steht, ohne daß sie zu Grunde  
gehen müßte.“  
„Aber was, von Weiden, den Mülligen, wie sehen  
natürlich nicht darunter“, entgegnete Ritty.  
„Och, Ritty! Ebenfalls! Oben steht für das Gemein-  
wohl so nutzbringend zu verwenden wie möglich, das heißt,  
durch ihn möglichst viel Arbeit und zwar lohnende Arbeit zu

schaffen, nicht ihn als willkürliches Nachmittels zu betrachten  
in tödlichen Kämpfe gegen die Arbeit. — das ist das  
Arbeitsgesetz der Reichen, das sie auch angriffen nie verletzen.“

„Das kann ich nicht verstehen, aber immer kann ich, wenn  
ich einmal der Herr bin, die Ställe leeren, die unnützen  
Diener alle entlassen, alle Guthebelchen verwerfen und mit  
den armen Resten theilen. O, das müßte ein Vergnügen  
sein, wie ich noch kein genossen!“

„Das wäre ebenso thöricht wie nutzlos“, entgegnete Franz.  
„Du kannst Deine Pferde behalten und Deine Dienerschaft  
und alles Schöne, was Du besitzen willst, und trotzdem ein  
Ezgel sein für Deinen Arbeiter. Gerade Du als Frau!“

„O, wie das, Franz, wie das? Rebre mich das?“  
„Das brauche ich Dich nicht zu lehren, Ritty, Dein gutes  
Herz wird das schon verstehen.“

„Nein, Franz, von Dir will ich es wissen.“  
„Sie standen plötzlich vor einer mannshohen Oefelung,  
welche in ihrer Verpackung einem gewöhnlichen Feuer-  
stein gleich sah. Die Oefelung bildete eine mächtige Schicht und wurde  
terrasseförmig abgebaut. Man blickte in eine schauer-  
erregende Tiefe, in welcher die Grundentziffer der Arbeiter  
wie Antlitzern umhertrugen, während diese selbst in dem  
bläulichen Kohlenweil wie riesige Schatten in großer Be-  
wegung sich annehmen. Das Rascheln der von Terrassen zu  
Terrassen geschüttelten Kohle, der dumpfe Hackenschlag und das  
Stampfen einer irgendwo aufgehüllten Maschine zu Ven-  
tilation- oder Wasserförderungsmechanismen vermischte sich zu  
einer charakteristischen Arbeitssymphonie.“

Ritty blieb lange verunsichert in dem eigenartigen Anblick. Sie  
setzte sich auf die Kante des mächtigen Fehlers, von welchem  
eine Leiter nach abwärts führte, und hielt sich an Franz fest.

„Sprich, Franz, hier wird es doch für immer in meine  
Seele graben! Was kann ich thun für diese Armen? Wie  
ihre Noth verbessern? Wenn Du selbst sagst, diese Arbeit hier  
unten muß geschloffen!“

„O, wie muß geschloffen! Und hier unten kannst Du  
brannt Du nicht zu ändern, Ritty. — Auch ist diese Arbeit  
sein unglück, seine Qual, wie lässlich und hat sie Dir  
schönen mag. Oben wäre Dein Feld, in der Familie des  
Arbeiters. Da ist für ihn die Oefel. Schaffe ihm ein  
menschenwürdiges Heim, in dem kein Körper, kein Geist  
Erholung findet, in dem er sich als Mensch fühlt und atmet,  
nicht als Thier, das nur unterliegt, um sich von der Unbill  
der Witterung zu schützen. — Sorge für die Erziehung der  
Kinder, sei selbst die Lehrerin der Frauen. Betrachte alle